

Chris Hirte

Gedenkrede für Stefan Orendt
anlässlich der Trauerfeier am 31. August 2007

Liebe Trauergäste, liebe Freunde

Einige von uns haben Stefan vier Tage vor seinem plötzlichen Tod erlebt: bei der Eröffnung seiner Ausstellung in der Alten Feuerwache. Die da waren, können bezeugen: Es war ein großer Tag für ihn. Die Bilder, sorgfältig ausgewählt, mit viel Liebe und Überlegung plaziert, verfehlten ihre Wirkung nicht, alles stimmte bis aufs I-Tüpfelchen, doch das Wichtigste war: Es kamen viele Besucher, die sichtlich beeindruckt und bewegt von dem waren, was sie da sahen: Stefans Porträts und Landschaften aus Siebenbürgen.

Für ihn ging ein tiefer Wunsch in Erfüllung: Anerkennung nicht nur durch wohlmeinende Freunde, sondern durch eine neugierig werdende Öffentlichkeit, durch Menschen, die etwas von Fotografie verstehen. Stefans Glück, seine Freude in den Tagen danach, wird meine wertvollste Erinnerung an ihn bleiben.

Ich kenne Stefan seit über dreißig Jahren; von 1974 bis 1980 teilten wir ein Zimmer im Verlag Volk und Welt, seitdem waren wir Freunde, doch wirklich nachgedacht habe ich eigentlich nie über ihn, weil es keinen Grund dafür gab. Stefan war ein aufgeschlagenes Buch, man konnte ihn so nehmen, wie er war, er machte kein Geheimnis aus sich.

Das Nachdenken mußte ich nun aus traurigem Anlaß nachholen. Und vieles in seinem Leben, das scheinbar zusammenhanglos nebeneinander existierte, fügt sich für mich erst jetzt zu einem Ganzen und – ich bin sehr glücklich, das sagen zu können –, zu einem erfüllten Leben, das alles in sich begreift, alle seine Stärken und Schwächen, auch seine schlechten Zeiten.

Ich sehe ihn noch vor mir, wie er damals im Verlag auftauchte, mit langem Haar und Baskenmütze, voller Enthusiasmus, offen für alles Neue, ein unbeschwerter Schmetterling, der an allen Blüten naschte, einer, der scheinbar keinen festen Halt in sich hatte und trotzdem genau wußte, was er wollte.

Er muß eine schöne Kindheit gehabt haben. Es gibt Fotos von ihm, auf denen er in inniger Eintracht mit seiner Mutter zu sehen ist, und daß sie starb, als er achtzehn war, hat er irgendwann erzählt, ohne allerdings anzudeuten, wie er diesen Verlust verwunden hat.

Stefan suchte immer jemanden, mit dem er seine Begeisterungen teilen konnte, den er für irgend etwas gewinnen konnte – für Musik, Bücher, Bilder, Filme, für seine rumänischen Gerichte, für gemeinsame Ausflüge und Reisen. Und er suchte immer nach Liebe, Anlehnung, Geborgenheit, ohne sie dann lange auszuhalten.

Stefan konnte wunderschön schwärmen, wunderschön spotten, mit keinem konnte man so herrlich blödeln wie mit ihm. Er liebte es, sich in andere Leute hineinzusetzen und ihre Redensarten zu karikieren –, genau aufs Schlimme, aber niemals gehässig.

In seiner Gegenwart wurde man lockerer, fröhlicher, man legte Hemmungen ab, ließ Prinzipien sausen, man genoß das selbstverständliche Vertrauen, das von ihm ausging, und war plötzlich mit ihm bereit, den Verhältnissen, wie sie nun einmal waren, die lebenswerten Seiten abzugewinnen.

Im Verlag betreute er die Bildtextbände. Tagelang schritt er mit dem Fotografen die Bilder ab, die in endlosen Reihen auf dem Boden ausgebreitet lagen und so lange hin und her geschoben, diskutiert, verworfen und wieder hereingenommen wurden, bis aus der Bilderschlange ein organisches, komponiertes Ganzes geworden war, das auch seine Handschrift trug.

Aber er wollte mehr. Er wollte als Lektor seine eigenen Themen, seine eigenen ästhetischen Vorstellungen verwirklicht sehen, unbedingt – und scheiterte zwangsläufig. Die Verlage, eng in ihre Hierarchien und das System von Zensur und Selbstzensur eingebunden, boten keinen Raum für solche Ambitionen.

Nach ein paar Jahren des Irrrens und Suchens übernahm er eine verschlafene Galerie hinter dem Bahnhof Lichtenberg und bewerkstelligte, was ihm keiner zugetraut hatte: Binnen kürzester Zeit machte er die Galerie Sophienstraße 8 zum Berliner Brennpunkt einer Kunstszene, die nicht zuletzt auch dank seiner Ausstellungstätigkeit zu einem neuen ästhetischen Selbstbewußtsein fand. Beleg dafür war unter anderem der Massenandrang bei der allmonatlichen Ausstellungseröffnung. Und daß es Stefan nicht nur um lebendige, aufregende Kunst ging, sondern auch um die Entstehung einer naturwüchsigen, nicht obrigkeitsgelenkten Öffentlichkeit für diese Kunst, beweisen die zwei großen Straßenfeste, die er mit geradezu übermenschlicher Anstrengung fast im Alleingang vorbereitete und zu wahren Volksfesten werden ließ. Zwei Jahre lang ging das gut, ja, es wurde immer besser. Er sah sich in der Überzeugung bestärkt, daß es eine lebenswerte DDR geben konnte, wenn man sie durch gezieltes Tun herbeiführte, durch die gesellschaftliche Produktion von Wahrhaftigkeit.

Um so härter traf ihn die fristlose Absetzung als Galerieleiter. Zerstört wurde nicht nur einer der wichtigen Schauplätze autochthoner DDR-Kunst, zerstört wurde auch Stefans Glaube an die Möglichkeit, mit Kunst die Verhältnisse zu ändern.

Plötzlich mußte er, der auf Freundschaft statt auf Netzwerke und Beziehungen baute, feststellen, daß er allein war. Er hatte keinen Gegenstand, keinen Beruf mehr, er hatte sich selbst verloren.

Was folgte, läßt sich nur als Absturz beschreiben. Der Alkohol gewann die Überhand, die Flucht in den Westen, eigentlich ein Akt der Wut und Verzweiflung, war gefolgt von Depression und Vereinsamung. Etliche Neuanfänge scheiterten, er wurde immer kränker, nur knapp überlebte er eine Bauchspeicheldrüsenoperation, dann regierte wieder der Alkohol.

Ich muß gestehen, ich hatte die Hoffnung, daß er wieder hochkommen würde, schon aufgegeben. Der einzige, der ihm die Treue hielt, so kam es mir manchmal vor, war sein Kater Schnurri.

Nach etwa fünfzehn Jahren Abhängigkeit schaffte er den Entzug. Diese fünfzehn Jahre waren ein langer, langer Anlauf, aber nicht zu lang für das, was dann kam.

Er arbeitete weiter für Verlage und steckte seine ganze Zeit und Kraft in die Text- und Satzarbeit am Computer, ohne davon leben zu können, doch er hielt unbeirrt fest am Ehrgeiz, gut gestaltete Bücher abzuliefern. Und irgendwann vor vier, fünf Jahren fing das an mit dem Fotografieren. Er hatte schon immer Bilder gemacht wie andere auch, locker, zwanglos, ohne besonderen Ehrgeiz, und sich über gelungene Schnappschüsse gefreut.

Von den Reisen nach Siebenbürgen, die er fortan häufiger machte, auch im Auftrag des Museums für Ethnologie, brachte er Berge von Bildern mit, geknipst anfangs mit einer kleinen Digitalkamera. Und immer öfter entdeckte er zu seiner eigenen Überraschung, daß auf diesen Fotos etwas Verrücktes passiert.

Sein sensibler Blick für Konstellationen, für Menschen, für Landschaften, verwandelte sich mit Hilfe der kleinen Kamera in gültige Formulierungen, in Bilder, die sich verselbständigten und zu Mosaiksteinen einer ganzen Konfession wurden.

Es war wohl der Eros des Entdeckens, der ihm den Mut gab, mit der Kamera auf die Bewohner des Landes, in dem seine Vorfahren gelebt hatten, zuzugehen, sie bei der Arbeit, beim Feiern zu begleiten, ihre Mahlzeiten zu teilen, ihr Vertrauen zu gewinnen, und all die Barrieren, mit denen ein Fotograf zu kämpfen hat, einfach beiseite zu schieben. Eingefügt sei bei dieser Gelegenheit, daß auch in Siebenbürgen um Stefan getrauert wird, daß die kleine Luminica in Malmkrog ihren Patenonkel verloren hat.

Stefan wußte, daß ihn das vorbehaltlose Aufgenommenwerden in diese andere Welt zu seinen Bildern inspirierte, daß es aber auch seine besondere Fähigkeit des teilnehmenden Sehens war, eine Kombination aus Instinkt und Courage, die ihm immer bessere, immer intensivere Fotos einbrachte. Und er war stolz darauf. Gern schimpfte er

auf Fotografen, die ihre Opfer mit dem Teleobjektiv belauern, um sich dann mit ihren gewagten Fotos zu brüsten.

Ich hoffe, es wird an anderer Stelle Gelegenheit geben, Stefans erstaunliche Metamorphose zum Fotografen ausführlicher zu erörtern. Das Nachdenken über ihn hat mich jedoch belehrt, daß diese Metamorphose, so erstaunlich sie ist, in Wirklichkeit ein folgerichtiger Schritt war, ein Riesenschritt weiter auf dem Weg, den er als junger Mann einschlug, als er, einzig auf die Kraft seiner Sinne vertrauend, daranging, der Welt das Schöne abzugewinnen.

Darin liegt für mich das Geheimnis und die Magie seiner Bilder: Sie entstanden nicht aus dem Befolgen irgendeines Rezepts, sondern aus der frischen Aneignung des Fremden, aus der momenthaft erlebten Identität von Subjekt, Objekt und Medium. Es ist jener magische Augenblick, den man nicht herbeizwingen kann, man kann ihn nur geschenkt bekommen. Stefan wußte das. Er fühlte sich reich beschenkt. Er konnte es nicht fassen, daß ihm das passierte und daß man das alles auf den Bildern sieht.

Nun, er hat hart und manchmal verzweifelt daran gearbeitet, daß man es tatsächlich sehen konnte und kann, er hat um Aufmerksamkeit, um Anerkennung gerungen. Er war nicht nur glücklich an jenem letzten Wochenende seines Lebens, er war auch sehr erschöpft.

Seine andere Ausstellung, in der Mohrenstraße, ist noch bis zum 15. Oktober zu sehen. Das Schönste, was wir für ihn tun können, um diese empörende Tatsache, seinen vorzeitigen, völlig widersinnigen Tod, für ein Weilchen vergessen zu machen, ist hinzugehen, seine Bilder anzuschauen. Solange seine Bilder zu uns sprechen, bleibt Stefan lebendig.